

einhalbstündige Film „*La maman et la putain*“ (*Die Mutter und die Hure*) von Jean Eustache. Es ist ein erkennbar autobiografischer Film über einen parasitären jungen Mann zwischen zwei Frauen. Eustaches Film, die Fortsetzung des Nouvelle-Vague-Stils zu einer bezwingend einfachen Erzählform, beschreibt die parasitäre Existenz in langen Gesprächen und Monologen, die ihrerseits die Kritik der geschilderten Existenz sogleich implizieren. So kehrt sich der Film folgerichtig schrittweise in eine Beschreibung der „Opfer“ um. Sie nun, die Frauen, an denen der „Held“ des Films leidet, während eigentlich sie an ihm zu leiden haben, und denen die ungeteilte Anteilnahme der bürgerlichen Moral gelten darf, schlagen dieser Moral ins Gesicht, wenn sie sich mit dem drastischen Vokabular des Dirnenjargons von den Hemmungen und Frustrationen zu befreien suchen, die ihnen eine längst nicht mehr akzeptierte Bürgerwelt eingepflichtet hat.

Neben dem Rückzug in die Nostalgie und dem Vorstoß in die subjektive Dialektik eines Jean Eustache verblieb für das erregungswillige Festspielpublikum an der Croisette ein drittes Genre, das in der Folge der aus Italien und Amerika importierten Gewalt-Welle immer abstrusere Blüten treibt. Gemeint ist jener gesellschaftskritisch drapierte Extremismus in scheinbar hochkünstlerischer Sexualperversion. Während, nur noch für Eingeweihte der Branche erkennbar, auf dem Film-Markt von Cannes Demonstrationen in Se-

xual-Akrobatik wie „*It Happened in Hollywood*“ liefen, verirrte sich ins offizielle Wettbewerbsprogramm ein Film wie Marco Ferreris „*La Grande Bouffe*“ (*Die große Fresserei*), dem denn auch sogleich einige Kritiker hohe kritische Intentionen attestierten. Natürlich kann man in der Geschichte von den vier erfolgreichen Männern, die aus Überdruß beschließen, sich in einer überladenen Villa wortwörtlich zu Tode zu fressen und zu huren, eine Attacke gegen die Konsumgesellschaft entdecken. Doch Ferreri kostet die Widerlichkeiten dieses Vorgangs mit einer solchen Lust am drastisch breitgewalzten Detail aus, daß für mein Empfinden die Spekulation mit der abseitigen Erfindung deutlich im Vordergrund steht.

Es ist ein ebenso aufschlußreiches wie merkwürdiges Phänomen, daß eine ganze Reihe hervorragender Regisseure und Schauspieler in den letzten Monaten den Weg in die (kommerziell lohnende) Übertreibung sexueller Darstellungen bis hin zum Fäkalismus eingeschlagen haben, ihre Drastik dabei stets mit künstlerischem Anspruch verteidigend: Pier Paolo Pasolini mit „*The Canterbury Tales*“, Bernardo Bertolucci mit „*Der letzte Tango in Paris*“ und nun Marco Ferreri mit „*La Grande Bouffe*“. Summieren läßt sich die Kino-Szene 1973 jedenfalls als eine Landschaft der Extreme, in der nebeneinander für die Wiederentdeckung des Autorenfilms und des Individuums wie auch für die drastischste Provokation Raum ist. Franz Everschor

Systematik und Perspektiven der westdeutschen Außenpolitik

Ein Literaturbericht

Bis weit in die sechziger Jahre hinein beschränkte sich die wissenschaftliche Analyse und Reflexion der Außenpolitik der Bundesrepublik auf Teilbereiche. Der Grund dafür liegt zu einem guten Teil in der Tatsache, daß zuerst die Details aufzuarbeiten waren, bevor man sich an die Gestaltung des Ganzen wagen konnte. Aber es läßt sich eine weiter-

reichende Erklärung anführen. Die Begrifflichkeit von Außenpolitik setzt den Staat als Einheit voraus. Das öffentliche Bewußtsein hierzulande sah aber in der Bundesrepublik keinen Staat wie andere Staaten Europas. Die BRD war Provisorium für einen erst wiederherzustellenden deutschen Staat und (oder) Transitorium für einen erst zu errich-

tenden Staat Europa. Die *wissenschaftliche* Hypothese, die BRD sei ein anderen Staaten vergleichbarer Staat, impliziert also eine *politische* Stellungnahme – oder indiziert eine politische Entwicklung.

So ist es keineswegs verwunderlich, daß das erste umfassende Werk über „Erfahrungen und Maßstäbe“ der Außenpolitik der Bundesrepublik zu einem Zeitpunkt erschien, da die Wiedervereinigung Deutschlands bei *allen* Parteien des Bundestags den Rang des obersten und dringlichsten Ziels verloren hatte: das bedeutendste Werk des früh verstorbenen Konstanzer Politologen Waldemar Besson¹.

Die Darstellung besticht durch Klarheit, Prägnanz und souveräne Beherrschung des historischen Materials. Ohne Zweifel verdankt das Werk diese Vorzüge der Unbeirrbarkeit, mit der Besson seinen Grundgedanken durchhält: die Entwicklung einer „Staatsräson“ der Bundesrepublik. Konrad Adenauer brachte die Souveränität durch seine Politik der übernationalen Integration; mit Gerhard Schröder „erreichte die Bundesrepublik ein neues Niveau ihrer Existenz, weil sie begreifen lernte, was es hieß, ihre östlichen Nachbarn nicht nur abzuwehren, sondern auch ein geregeltes Nebeneinander mit ihnen zu finden“ (12). Hier entdeckt Besson den Anfang einer Rückkehr zur mitteleuropäischen Tradition deutscher Außenpolitik, die er in Bismarck und Stresemann verkörpert sieht.

Indessen: die Leitlinie der bundesrepublikanischen „Staatsräson“ erhellt vieles, aber nicht alles. Die Erkenntnis, daß ein Staat seine eigene Rason entwickelt und ein Eigeninteresse verfolgt, besagt noch nichts über die *Substanz* von Staatsräson und Staatsinteresse, über die Inhalte und konkreten Ziele einer Außenpolitik im Interesse der Menschen eines Staats. „Erhaltung der Selbständigkeit“ ist als Ziel nichtssagend: Außenpolitische Freiheit besteht heute gerade für einen Staat wie die Bundesrepublik weitgehend in der Wahl-

möglichkeit zwischen verschiedenen Formen der Unselbständigkeit. Am Schluß seines Buchs nennt Besson als Grundlage für die westdeutsche Außenpolitik das „Spiel mit den fünf Linien“ der Beziehungen zu den USA, Westeuropa, Osteuropa, der DDR und der Dritten Welt (445–453). Ihren Zusammenhang betont er zwar, diskutiert aber nicht die Alternativen ihrer möglichen Zuordnung, etwa das Verhältnis von Ost- und Westpolitik oder die Einordnung der von ihm als überaus wichtig erachteten Probleme der Entwicklungsländer.

Bessons Orientierung am abstrakten Interesse der Bundesrepublik verstellt ihm auch den Blick auf konkrete Interessen im Staat, die die Definition außenpolitischer Interessen bestimmen. Statt dessen neigt er zur Personalisierung des Staats und, damit einhergehend, zur Personalisierung der Politik. Zur Bestimmung der Maßstäbe künftiger Politik kann Besson nur auf die Erfahrungen der Vergangenheit verweisen – ein Verfahren, das angesichts neuer Situationen nur alte Interpretations- und Handlungsrahmen zuläßt.

Der Sammelband „Strukturwandlungen der Außenpolitik in Großbritannien und der Bundesrepublik“² gehört zu einem ganz anderen Genre wissenschaftlicher Literatur. Er enthält Beiträge von führenden Fachleuten aus Großbritannien und der Bundesrepublik, die sich mit den Grundlagen und Bedingungen der Außenpolitik der beiden Länder wie auch der internationalen Politik im allgemeinen befassen. Gerade die Möglichkeit des Vergleichs mit einem anderen Staat und die Vielfalt der vorgetragenen Ansätze macht das Buch zu einer ausgezeichneten Einführung in die Grundfragen der westdeutschen Außenpolitik.

Allen Überlegungen liegt das Bewußtsein zugrunde, daß in den späten sechziger Jahren die internationale Rolle der beiden Staaten neu überdacht wurde; die Analysen gehen fast alle von der Voraussetzung aus, daß

¹ Waldemar Besson, Die Außenpolitik der Bundesrepublik. Erfahrungen und Maßstäbe. München: Piper 1970, 493 S. Lw. 28,-.

² Strukturwandlungen der Außenpolitik in Großbritannien und der Bundesrepublik. Hrsg. v. Karl Kaiser u. Roger Morgan. München: Oldenbourg 1970. 264 S. Kart. 28,-.

heute Außenpolitik weder losgelöst von den sie bestimmenden gesellschaftlichen Strukturen und Interessen noch von der wachsenden Interdependenz zwischen den Staaten begriffen und gemacht werden kann. Der einleitende Aufsatz von Karl Kaiser und Roger Morgan gibt dafür erste Markierungen, die Karl Kaiser in einem weiteren Aufsatz präzisiert. Den Zusammenhang von Innenpolitik und Außenpolitik für die BRD betont am deutlichsten Wolf-Dieter Narr: Außenpolitik ist für ihn „eine abhängige Variable der Innenpolitik, der Sozialstruktur eines politischen Systems, auf welche sie selbst allerdings nicht ohne Einfluß bleibt“ (136).

Arnulf Baring fragt nach den gesellschaftlichen Bedingungen für die starke Stellung des Kanzlers in der Gestaltung der Bonner Außenpolitik: Da es in unserer Gesellschaft kaum einen außenpolitischen Grundkonsens zwischen den einzelnen Interessengruppen und Parteien gebe, sei westdeutsche Außenpolitik dadurch charakterisiert, daß sie „abgehoben von den Kombinationen der Interessengruppen und Parteien gewissermaßen in einem sozialen Hohlraum entworfen und ins Werk gesetzt werden muß“ (171). Waldemar Besson stellt seine These von den zwei Grundkonzeptionen deutscher Außenpolitik vor (Deutschland als einseitig westlicher Staat oder als Brücke zwischen West- und Osteuropa) und fordert als Synthese, daß „Adenauer gleichsam Bismarck begegnet, und so die Erfahrung der Sicherheit sich mit dem Wunsch nach aktiverer Gestaltung der nationalen Geschichte verschwistert“ (95). Hermann Proebst beschreibt die deutsch-britischen Beziehungen nach dem Kriege. Hans-Peter Schwarz schlägt vor, zur Definition des Platzes Westdeutschlands in der Staatenwelt nicht Kategorien von Statusgruppen wie „Großmächte“ oder „Mittelmächte“, sondern ein funktionales Rollenverständnis zu verwenden. Eine solche Rollenanalyse geht von Akteuren und Bezugsgruppen aus, zu denen ein Staat sich auf eine bestimmte Weise verhält. Schwarz beschreibt dann die „Lieblingsrolle der Westdeutschen“, die des „homo oeconomicus“, untersucht die

Hauptrollen („Opfer der Sowjetunion und Vasall der Vereinigten Staaten“, „Partner Großbritanniens und Frankreichs“) und charakterisiert den außenpolitischen Stil Westdeutschlands als „nüchternen Pragmatismus einer domestizierten Großmacht“.

Wolfram Hanrieders Buch über die westdeutsche Außenpolitik von 1949 bis 1969³ ist eine gelungene Synthese von Beschreibung und Analyse. Der Autor sieht in der Bundesrepublik „ein Beispiel für das unaufhörliche Ineinandergreifen von innen- und außenpolitischen Erwägungen“ (12). Dieser theoretische Ansatz bestimmt Inhalt und Aufbau des Buchs. Die ersten drei Kapitel untersuchen historisch durchgehend die Hauptziele der westdeutschen Außenpolitik: Sicherheit und Integrität, Souveränität und Integration, Wiedervereinigung und Ostpolitik. Zwei weitere Kapitel behandeln die außenpolitischen Konzeptionen und Diskussionen der wichtigsten Parteien. Das Plus an Theorie ist auch ein Gewinn für die Praxis. Denn die Herausarbeitung der genannten Hauptziele ermöglicht den rationalen Nachvollzug früherer Entscheidungen und den Entwurf neuer Ziel-Mittel-Relationen. Hier entfaltet sich nicht eine anonyme und inhaltsleere Staatsräson im Wirken einzelner großer Männer; hier werden vielmehr die äußeren und inneren Faktoren gezeichnet, die das Handeln der bundesdeutschen Regierungen im Hinblick auf ihre politischen Grundziele beeinflussten und gestalteten.

Vor diesem Hintergrund kann Hanrieder auch die Virulenz der Idee eines westdeutschen „Nationalinteresses“ bei der politischen Mitte interpretieren: Diese Einstellung sei nicht so sehr Ausdruck eines neuen Nationalismus als vielmehr des Gefühls, die westdeutsche Außenpolitik müsse viel entschlossener den harten „Wirklichkeiten“ des internationalen Bereichs angepaßt werden. Mit der

³ Wolfram F. Hanrieder, Die stabile Krise. Ziele und Entscheidungen der bundesrepublikanischen Außenpolitik 1949 bis 1969. Düsseldorf: Bertelsmann Universitäts-Verlag 1971. 220 S. Kart. 14,80.

Betonung des nationalen Interesses ließen sich auch viele politische Gruppen mit sonst unterschiedlichen Haltungen zusammenbringen. „Kurz, diese Orientierung am nationalen Interesse paßt recht gut zu der Stimmung (und der Selbsttäuschung) der Mehrheit der Öffentlichkeit: sie ist ‚pragmatisch‘ und ‚realistisch‘, bietet jedoch einen ‚Sinn‘ ohne offene ideologische Züge; sie ist entschlossen und bestimmt, aber nicht allzu kämpferisch; sie liefert einen Standpunkt, der ohne direktes politisches Engagement vertreten werden kann“ (199). Hanrieder zitiert am Ende einen Gedankengang Pierre Hassners, der feststellt, das Schwinden des Glaubens an die Vereinigung Europas habe die Herausbildung einer stärker national geprägten Politik gefördert, während gleichzeitig der schwindende Glaube an die Wiedervereinigung Deutschlands diese nationale Politik ihrer natürlichen Zielstellung beraube. Für Deutschland bestehe daher die Gefahr, daß es eine nationale Politik ohne nationale Ziele hat – in Hassners Worten „das beste Rezept für Instabilität, das sich denken läßt“ (200).

Paul Noacks Darstellung der „Deutschen Außenpolitik seit 1945“⁴ umfaßt, wie der Titel besagt, auch die Zeit zwischen dem Kriegsende und der Gründung der Bundesrepublik. Die getreue Nachzeichnung der Wege, die zum Entstehen des Weststaats führten, ergänzt gut die Darstellung Hanrieders, die ja erst 1949 einsetzt, und die Besons, die für diese Zeit mehr an historischen Zusammenhängen als an Details interessiert ist. Noack geht auch stärker auf die technologischen und waffentechnischen Entwicklungen ein, die die deutsche Außenpolitik beeinflussten. In theoretischer Hinsicht versucht er, „einem doppelten Dilemma zu entgehen: eine einzige Norm über die verschiedenartigsten Phänomene zu stützen bzw. in der Beschreibung dessen steckenzubleiben, was geschah. Die Theorie liegt – so mag man sagen – in der Deskription“ (8). In der Tat gelingt ihm eine übersichtliche, gut fundierte und ausge-

wogene Darstellung. Eine synchronoptische Tabelle am Schluß des Bands dient der raschen Orientierung. Noack konzentriert sich auf die Grundlinien: Europa-, Sicherheits-, Deutschland- und Ostpolitik. Afrika-, Asien- und Südamerikapolitik werden ausgespart, auch soweit sie nicht Entwicklungspolitik sind. Er betont aber, stärker und präziser als die bisher besprochenen Werke, die zukünftige Bedeutung dieses Bereichs der Außenpolitik. In seinem Kapitel über die Beziehungen zu Israel wird deutlich, daß die BRD auch durch bilaterale Beziehungen in die Probleme zwischen der Süd- und der Nordhälfte des Globus verwickelt ist und welchen Schaden dabei, vor allem in der Krise des Jahres 1965, die Anwendung der „Hallstein-Doktrin“ anrichten konnte.

Zum Besten an Noacks Buch gehören die Kapitel gegen Ende des Buchs, in denen er an die Gegenwart und das sie beherrschende Thema der Ostpolitik heranführt. Vor dem Hintergrund der Entwicklung seit Außenminister Schröder werden die Positionen von Regierung und Opposition leidenschaftslos dargestellt und behutsam diskutiert, der Leser erhält eine echte Hilfe zur eigenen Urteilsbildung. Zutreffend bezeichnet Noack die ostpolitische Debatte als ein vielschichtiges Lehrstück dafür, „wie innenpolitischer Machtausgang mittels außenpolitischer Argumente erfolgt und wie dabei zugleich die Ziele dieser Außenpolitik aus dem Blick geraten“, ferner für den hohen Grad der Verflechtung nationaler Außenpolitik mit der internationalen Politik in Europa und der Weltpolitik insgesamt, schließlich aber auch „für die Verdeutlichung des schmerzhaften Prozesses, von einer gesamtdeutschen Politik Abschied zu nehmen“ (133).

Zum Schluß bringt Noack noch einen kurzen Abschnitt über die Prinzipien der DDR-Außenpolitik. Diese recht summarische Darstellung fällt aus dem Rahmen des Gesamtwerks leider etwas heraus, wie die Bezeichnung als „Exkurs“ auch eingesteht. Wenn Noack die Außenpolitik der DDR als für das Verständnis der westdeutschen Außenpolitik notwendig erachtet hätte, dann hätten

⁴ Paul Noack, Deutsche Außenpolitik seit 1945. Stuttgart: Kohlhammer 1972. 206 S. Kart. 19,80.

die Fakten und Überlegungen dieses Abschnitts stärker ins Ganze integriert oder in größerem Umfang gebracht werden müssen; wenn nicht, dann ist das Kapitel überflüssig.

Für das Selbstbewußtsein, mit dem auch die Regierung von der Außenpolitik der Bundesrepublik spricht, legt ein Sammelband Zeugnis ab, der vom Auswärtigen Amt herausgegeben wurde⁵. Er besteht aus einer knapp hundertseitigen Darstellung des Entwicklungsgangs seit 1945, etwa 700 Seiten mit Dokumenten, einer ausführlichen Zeittafel und einem statistischen Teil mit Materialien über die Auswärtigen Beziehungen der BRD. Schließlich sind dem Buch noch ein Organisationsplan des Auswärtigen Amtes und zwanzig Karten beigegeben: alles in allem ein ob seiner Fülle beeindruckendes Werk.

Sein Nutzen liegt in seiner Verwendbarkeit als Nachschlagewerk; es liefert in einem Bündel die dokumentarischen und statistischen Grundlagen für die oben angezeigten Analysen der Außenpolitik. Neue Erkenntnisse kann es aber nicht vermitteln: Die abgedruckten Dokumente sind fast alle schon veröffentlicht, es fehlen solche, die den Entscheidungsprozeß und bisher unaufgehellte Vorgänge beleuchten könnten (interne Regierungserlasse, diplomatischer Schriftwechsel, Berichte des Auswärtigen Dienstes u. ä.). Der einleitende Überblick ist sehr komprimiert, aber ausgewogen. An dem Zustandekommen des Buchs insgesamt waren nach Auskunft des Vorworts auch freie Mitarbeiter und ein wissenschaftlicher Beirat von vier Professoren (die, wer will, leicht im Sinn eines Parteienproporz zuzuordnen kann) beteiligt.

Das Buch – und dies erklärt seine Eigenart und seine Schwächen – ist nicht als Werk der Wissenschaft konzipiert: „Dieses Buch dient einem politischen Zweck“, so eröffnet Außenminister Scheel sein Vorwort. Wie die Auswärtige Politik der Bundesrepublik selbst, so solle auch dieser Band „bemüht sein, nicht Differenzen zu schaffen oder zu vertiefen“,

sondern vielmehr „Brücken bauen und festigen“. Staatssekretär Paul Frank vom Auswärtigen Amt erwartet in seiner Einführung, der Band werde einen Beitrag für das Selbstverständnis dieses deutschen Staats leisten: „Wer das Element des Kontinuierlichen in dieser Außenpolitik spürt, wird einen Anhaltspunkt dafür gefunden haben, welche Ziele die Bundesrepublik Deutschland in Zukunft verfolgen wird.“ Freilich: nicht mehr als *einen* Anhaltspunkt. Denn im Blick auf die Kontinuität werden die Elemente des Wandels leicht übersehen. Die Betonung der Kontinuität bewegt sich stets auf der Ebene gelöster Probleme und unterschiedener Alternativen. Sie verstellt damit auch den Blick für zukünftige Entscheidungen zwischen möglichen politischen Richtungen. Insofern ist die Ausblendung der innenpolitischen Diskussionen etwa um die Wiederbewaffnung oder die Ostpolitik kein geringer Mangel. Zwar geht es den Herausgebern „auch um den Abbau unnötiger Konfrontationen“ (Walter Scheel im Vorwort). Aber welche Konfrontationen sind nötig, welche nicht?

Ein in mehrfacher Hinsicht einzigartiges Werk bleibt noch anzuzeigen: die drei Bände „Außenpolitische Perspektiven des westdeutschen Staates“, die das Forschungsinstitut der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik kürzlich herausbrachte⁶. Die Verfasser und Herausgeber gingen davon aus, daß gerade zum gegenwärtigen Zeitpunkt, „da sich in der Politik der Bundesrepublik neue und weittragende Motive und Ausrichtungen abzeichnen“ (U. Scheuner, 9 f.), eine zusammenhängende Untersuchung der außenpolitischen Grundprobleme der BRD besonders dringlich erscheint. Andererseits hätte die Aufgabe die Kraft eines einzelnen Forschers wohl überstiegen, und so versuchte man, mit einem Team zu einer gemeinsam erarbeiteten Darstellung zu gelangen.

⁶ Außenpolitische Perspektiven des westdeutschen Staates. Bd. 1: Das Ende des Provisoriums. Bd. 2: Das Vordringen neuer Kräfte. Bd. 3: Der Zwang zur Partnerschaft. München: Oldenbourg 1971–1972. 178, 237, 314 S. Kart. 20,-, 32,-, 38,-.

⁵ Die Auswärtige Politik der Bundesrepublik Deutschland, hrsg. v. Auswärtigen Amt. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik. 992 S. Lw. 38,-.

Die erste Besonderheit des Werks liegt im Methodischen: Die einzelnen Beiträge wurden von der Phase der Themenabgrenzung bis zur Endfassung in der Arbeitsgruppe diskutiert und kritisiert. Das Ergebnis ist also keiner der üblichen Sammelbände. Die Aufsätze ergänzen sich thematisch aufs beste, und wo inhaltliche Divergenzen bestehen, werden sie benannt und diskutiert, teils in den Aufsätzen, teils in Form von „abweichenden Meinungen“ und ergänzenden Äußerungen zu einzelnen Aufsätzen. So lernt der Leser Argumente und Gegenargumente kennen und kann leichter ein eigenes Urteil finden, zumal der politische Standort der einzelnen Autoren recht unterschiedlich ist.

Auch der Informationsgehalt der drei Bände ist enorm. Es ist unmöglich, auch nur über die wichtigsten Beiträge kurz zu referieren. „Klassische“ Themen der westdeutschen Außenpolitik werden ebenso erörtert wie andere, für den Sachzusammenhang ebenso wichtige Bereiche: innerstaatliche Bedingungen wie etwa die Orientierung an der Nationalstaatlichkeit und sozio-ökonomische

Faktoren; die Interessen der Staaten, mit denen es die BRD in Ost und West wie auch im Süden des Globus zu tun hat; mögliche Ziele, Optionen und „Utopien“ (etwa für eine gesamteuropäische Ordnung). Der umfangreiche wissenschaftliche Apparat (Literatur, Tabellen usw.) mag manchen Laien abschrecken, ist aber auf die Dauer eine nicht zu unterschätzende Hilfe für jede weitere Beschäftigung mit dem Thema und eine Fundgrube für Material aus verschiedenen Wissenschaftszweigen.

Das Werk ist interdisziplinär im besten Sinn des Wortes. Gerade im Bereich der Außenpolitik spürt jeder Fachmann, daß er immer auch Laie ist. Weil hier alle Sozialwissenschaften einen gewichtigen Beitrag zu leisten haben, kann der einzelne Wissenschaftler vor der Fülle des Stoffs nur resignieren – oder auf Glücksfälle interdisziplinärer Zusammenarbeit hoffen, wie hier einer vorgestellt wird. Die drei Bände sind deshalb auch eine erstklassige Visitenkarte des Forschungsinstituts der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik.

Karl Markus Kreis